

Frankfurter Rundschau 24.4.2004

Cajun hat keine Kanten

Schon wieder so ein kleines Kinowunder: Michael Schorrs lakonische Tragikomödie "Schultze Gets the Blues"

Es ist nicht lange her, da hätte ein Festivalpreis in Venedig für einen deutschen Film eine mittlere Sensation bedeutet. Wenn dies nicht mehr so sein sollte, und sich nicht mehr alle Medien gleich vor Freude überschlagen, kann das nur Gutes bedeuten. Abseits von seinen großen, oftmals glücklosen Renommierstücken hat das deutsche Kino endlich wieder zu einer soliden Basis gefunden, und dass diese ausgerechnet von einer inzwischen nicht mehr überschaubaren Zahl an immer neuen Debütanten gestemmt wird, ist noch erfreulicher.

Künstlerisches Coming out

Der Preis für künstlerische Innovation, den der 38-jährige Kurz- und Dokumentarfilmer Michael Schorr für sein lang erarbeitetes Spielfilmdebüt Schultze Gets the Blues auf dem Lido gewann, passte gut zur darin erzählten Geschichte eines späten künstlerischen Coming Outs. Alles geht seinen gewohnten Gang im Leben des pensionierten Bergmanns Schultze aus Sachsen-Anhalt. Nur deutsche Volksmusik durchbricht die Ruhe, dargeboten freilich in den strengen Ritualen des Vereinswesens. Nur die altbekannte Familienpolka will man von dem korpulenten Sohn eines akkordeonspielenden Bergmanns hören, doch da fällt er plötzlich aus der Rolle. Im Radio hat er ein Stück Cajun-Musik aus dem amerikanischen Süden gehört und so gut es geht einstudiert - spieltechnisch keine wirkliche Herausforderung, aber doch ein flotter Tapetenwechsel. Kopfschütteln allenthalben, auch den schweigsamen Skatbrüdern in der Stammkneipe, Schultzes einzigen Freunden, ist die Sache nicht geheuer. So lobt man den Kumpel einfach weg: Nur zu gern nimmt Schultze die Einladung eines befreundeten Clubs von Texas-Deutschen an.

Aber Texas ist nicht Louisiana, und gleich nach seiner Ankunft wähnt sich Schultze den geliebten Klängen entfernter denn je: In ihrer Deutschland-Verbundenheit sind die Texaner hundertfünfzigprozentig. So machen sich Herr Schultze und sein Akkordeon ganz allein auf den weiten Weg zum Ursprung des Cajun. Dass er kein Englisch kann, ist so wenig ein Hindernis, wie Wasser Balken hat oder Musik Kanten. In einem kleinen Boot legt Schultze den größten Teil seiner Initiationsreise zurück, die ihn ein kurzes, spätes Glück erleben lässt.

Mit dem auch für ein ZDF-Fernsehspiel nicht eben üppigen Budget von einer Million Euro ist dieser Film entstanden, ein Kunststück, wenn man noch dazu die meiste Zeit im Ausland und "on location" dreht. Michael Schorr rettet sich in einen semi-dokumentarischen Filmstil, wie man ihn nur vom jüngeren österreichischen Kino kennt, freilich ohne die Neigung, dabei auf den Insignien des Kleinbürgertums herumzureiten. Und gewürzt mit einer guten Portion Kaurismäki: So findet das eine zum anderen, die Einfachheit der Form zur Einfachheit des Humors, Lakonie genannt. Hauptdarsteller Horst Krause verschmilzt so vollständig mit seiner Filmfigur, dass man fast vergisst, wie gut man diesen bewährten Charakterdarsteller kennt, der schon für *Wir können auch anders* einen deutschen Filmpreis gewonnen hat. Der heruntergespielte Grundton verleiht den wenigen, wohlplatzierten Gags eine enorme Wirkung: Etwa Schultzes rührend-skeptischer Beschäftigung mit dem Abschiedsgeschenk für treue Dienste als Bergmann - einer Lampe in Gestalt eines

Plastiksteins. Zu ähnlicher Übergröße wachsen leider auch die tragischen Einfälle heran, und die wirken dann einigermaßen aufgesetzt: Immer wenn es schön zu werden droht, muss irgendjemand sterben, und selbst die Hauptfigur ist vor diesem dramaturgisch berufenen Sensenmann nicht dauerhaft gefeit.

Ernst und schwer erscheint der Film in diesen wenigen Momenten, in denen er sich ganz dem *deus ex machina* überantwortet. Was natürlich nur deshalb zu bedauern ist, als einem Schultze diese originellste deutsche Filmfigur seit langem, so ungewein ans Herz gewachsen ist.